

Es klopft.

Axel ist allein in der Küche. Gleich von der Küche geht's auf den Gang. Die Wohnung ist nicht groß. Zimmer, Küche, Kabinett.

Wenn es klopft, darfst du nicht aufmachen, haben seine Eltern immer gesagt. Ja, wenn er allein ist, denkt Axel. Aber die Eltern sind ja da.

Doch sie schlafen noch. Drinnen im Zimmer.

Er ist schon früh aufgestanden, hat sich ein wenig gewaschen, ist schon angezogen. Er war sehr leise. Gestern waren Gäste da, heute ist Sonntag, da dürfen Mama und Papa schon ein bisschen länger schlafen. Es ist schließlich erst viertel neun.

Es klopft wieder. Axel ist mit seinen acht Jahren zu klein, um den Türspion zu erreichen. Er schleppt rasch einen Sessel zur Eingangstür, klettert hinauf, schaut hinaus.

Draußen steht ein Mann in hellbrauner Uniform. Er sieht sehr sympathisch aus, denkt Axel. Ein wenig schaut er seinem jüngsten Onkel ähnlich. Gar nicht alt also, freundliche, wenn auch zu blaue Augen, ein Grübchen im Kinn. Auch in der Körpergröße so wie Onkel Pepi, sein Lieblingsonkel. Und überhaupt, einer in Uniform, der kann nichts Böses im Schilde führen. Axel mag Uniformen. Er weiß selber nicht, warum. Aber ein Mann in Uniform, egal, ob einer von den Soldaten oder einer von der Polizei, flößt ihm Vertrauen ein. Er ist Stellvertreter der Gerechtigkeit, so sieht Axel es. Er kann nichts Böses tun und nichts Böses wollen. Auch riechen Uniformen irgendwie vertrauenerweckend.

Axel trägt den Sessel zurück an seine Stelle, dreht die Schlüssel um und macht die Tür auf.

Heil Hitler, sagt der Mann.

Heil Hitler, sagt Axel. Was möchten Sie denn?

Deinen Vater sprechen, sagt der Mann.

Ach, denkt Axel, jetzt muss ich Papa aufwecken. Das ist mir gar nicht recht. Er wird böse sein. Den Schlaf hat er sich verdient. Die ganze Woche arbeitet er bis acht, bis er nach dem Abendessen und den ohnehin kurzen Gesprächen mit Mutter ins Bett kommt, ist es meistens schon elf, dann steht er um sechs auf, geht wieder ins Geschäft, arbeitet bis acht. Nur gestern, Samstag, waren zur Abwechslung einmal Leute da, zwei Tanten, ein Onkel und eine Nachbarin, da möchte er jetzt bestimmt nicht geweckt werden.

Was wollen Sie denn von ihm? fragt er deshalb. Er könnte es Papa ja ausrichten.

Na ja, sagt der Mann in der Uniform, es geht einfach darum, dass du zu den Pimpfen kommen sollst. Da muss ich mit ihm reden.

Axel wird hochrot im Gesicht. Er soll zu den Pimpfen? Ist das wahr? Insgeheim ist es längst sein Traum. Zu den Pimpfen. In die Gemeinschaft, wo sie am Lagerfeuer sitzen, auf der Mundharmonika Lieder spielen und dazu singen, in der Natur umherschweifen, Kameraden sind, tüchtig kleinere und größere Arbeiten verrichten und, ja, und eine Uniform tragen.

Axel hat schon oft und sehr gern Bilder gesehen, wo Hitlerjungen oder Pimpfe alles Erdenkliche unternehmen, Sport betreiben, wandern, singen, gemeinsam essen, im Spaß ihre Kräfte messen und einfach tolle Kerle sind. Es muss wunderbar sein, in einer solchen Kameradschaft leben zu dürfen. Es ist seit langem Axels Traum.

Und deshalb ist nun dieser Mann da? Er möchte ihn zu den Pimpfen bringen? Axel kann es kaum glauben.

Aber der Mann sieht so vertrauenerweckend aus. Da rennt er ins Zimmer. Papa, ruft er, Papa, bitte komm, da will ein Mann mit dir sprechen. Bitte komm!

Axels Vater ist schon munter. Er hat mittlerweile gehört, dass sich in der Küche irgendetwas abspielt. Er steht auf, wirft sich einen Morgenmantel um die Schultern und kommt zur Eingangstür, in der der Mann steht. Dass es sich um einen sogenannten Sturmbandführer handelt, hat er sofort erkannt. Der Besuch eines solchen Mannes am Sonntagmorgen will ihm nichts Gutes verheißen.

Sie wünschen? fragt er deshalb distanziert.

Der Mann stellt sich vor. Rüdiger Mann, sagt er. O Gott, denkt Axels Vater, Rüdiger heißt er. Er kann aber nichts dafür. Seine Eltern haben ihm den Namen gegeben. Dennoch, ein gutes Zeichen scheint es nicht zu sein. Und dass der Mann Mann heißt, darüber muss er ein wenig schmunzeln.

Ja, und?

Ich bin gekommen, sagt der Mann mit einer Mischung zwischen Freundlichkeit und Strenge, weil ich Ihnen empfehlen will, Ihren Sohn Axel zu den Pimpfen zu geben. Er ist Vorzugsschüler, und zwar ist er

der erste in seiner Klasse, er eignet sich vorzüglich. Wir wollen solche Knaben. Sie sind ein Garant für unsere Zukunft.

Aha, sagt der Vater Axels, und Axel hört schon die Skepsis heraus. Das darf doch nicht wahr sein, denkt er beklommen, da kommt einer und will mich bei den Pimpfen haben, und Vater ist skeptisch.

Aber, setzt Axels Vater fort, ich möchte Ihrer Empfehlung nicht Folge leisten.

Axel ist entsetzt. Er steht knapp vor der Verwirklichung eines Traumes, und Vater will das verhindern?

Ja, warum denn? denkt Axel, und das fragt nun auch der Mann namens Mann. Und er setzt, und das hätte er vielleicht nicht tun dürfen, hinzu: Das ist doch eine Ehre und eine Auszeichnung für Ihren Sohn und auch für Sie!

Axels Vater aber reagiert darauf gar nicht geehrt. Vielmehr gibt er dem Mann zu verstehen, dass er auf diese Ehre überhaupt nicht neugierig ist. Und er versucht, das Gespräch zu beenden.

Doch Herr Mann ist beharrlich. Axel, der inzwischen von seinem Vater ins Kabinett verwiesen worden war, hört an der Tür, wie er das Leben eines Pimpfes in den höchsten Tönen beschreibt. Und es kommen dabei auch Begriffe wie Lagerfeuer, Kameradschaftssinn, Abenteuer vor. Genau das ist es doch, was auch Axel immer schon gedacht hat, wenn er sich den bisher unerfüllbaren Wunsch vorstellte, ein Pimpf zu werden. Zur Hitlerjugend ist er ja zu jung, die wäre überhaupt das Ziel aller Wünsche. Sie fasziniert ihn aus vielerlei Gründen. Erstens hat er in der Schule längst das Alphabet herzusagen gelernt, und da heißt es in der Reihenfolge e, ef, ge, ha, i, je, ka und so weiter. So sagt ja auch jeder, der Buchstabe J ist das Je. Bei der HJ aber heißt das nicht Haje, sondern Hajot. Das J ist also ein Jot, offenbar etwas ganz Besonderes. Und ist man bei dieser Hajot, ist man nicht, wie man es in Wien zu erwarten hätte, ein Hitler-Bub, sondern ein Hitler-Junge. Auch hier also Exquisites, Erhabenes, anders als das Normale. Und er hat diese Hitlerjugend schon marschieren gesehen, mit Fahnen und Wimpeln und noch schöneren Uniformen, als sie die Pimpfe tragen, aber das kann ja noch kommen, das wird auch noch kommen, denkt Axel immer, wenn ich älter sein werde.

Jetzt ist es genug, sagt Axels Vater. Ich glaube, Sie haben mich noch nicht verstanden. Axel kommt nicht zu den Pimpfen. Auf Wiedersehen. Oder besser: Heil Hitler.

Und er will die Türe zumachen. Da aber stellt der Mann seinen Fuß über die Schwelle. Die Tür geht auf diese Art nicht zu.

Ganz ruhig, sagt drauf Axels Vater: Geben Sie den Fuß weg. Und gehen Sie.

Es ist für den Führer, sagt der Mann. Und sein Fuß bleibt stehen. Axel sieht es durchs Schlüsselloch. Er ist aufgeregt. Was wird jetzt geschehen? Vater kann sehr zornig werden. Und er kennt ihn, er ist jetzt auf dem besten Weg dahin.

Den Fuß weg! schreit er den Mann jetzt an. Als dieser aber verharrt, packt ihn der Vater am Rock, hebt ihn geradezu auf, schiebt, ja besser noch: trägt ihn beinahe bis zur Treppe und gibt ihm dort einen Stoß.

Polternd fällt der Mann die ersten Stufen hinab. Axel hört ihn noch fürchterlich fluchen und schimpfen, und es fällt auch eine Drohung.

Das wird Ihnen noch leid tun! brüllt der Mann, da schlägt der Vater die Türe zu.

Mittlerweile ist auch Mutter aus dem Zimmer gekommen. Im Nachthemd steht sie da, mit weit aufgerissenen Augen, entsetzt schaut sie Vater an.

Was hast du da gemacht! sagt sie entsetzt. Das hättest du nicht tun dürfen.

Vater aber geht wortlos ins Zimmer, breitet seinen Morgenmantel ruhig über eine Sessellehne und legt sich wieder nieder.

Axel kommt weinend aus dem Kabinett. Seine Mutter nimmt ihn in die Arme und drückt ihn. Mach dir nichts draus, sagt sie nur. Es ist besser so.

Axel ist nicht dieser Ansicht. Er heult.

\*

Für den Führer, hat der Mann gesagt. Für den Führer.

Es war im Mai vor einem Jahr. Axel war gerade sechseinhalb Jahre alt. Da ging seine Mutter mit ihm in Wien über den Rennweg in Richtung Innere Stadt. Der Rennweg ist eine breite Straße, die vom Zentrum der Stadt fast geradlinig hinausführt auf den Zentralfriedhof.

Der für Fremde irritierende Name des Straßenzugs stammt aus der Römerzeit, und im 14. Jahrhundert erstreckten sich zu seinen beiden Seiten noch weitläufige Weingärten.

Davon ist heutzutage nichts mehr zu erkennen, vielmehr ist der großzügig angelegte seinerzeitige Saumpfad eine verkehrsreiche Straße, zu deren einen Seite sich zahlreiche Botschaften und Gesandtschaften befinden.

Die Nobelgegend mündet, geht man in Richtung Zentrum, in einen weitläufigen Platz, an dessen Ostseite ein Springbrunnen mit dem Namen Hochstrahlbrunnen mit wunderbaren Wasserspielen überrascht, die nachts auch noch in den verschiedensten Farben angestrahlt werden.

Voriges Jahr war eine der seltenen Gelegenheiten, dieses Farbenspiel wieder einmal zu beobachten. Die Verdunklungspflicht in der Nacht erstreckt sich schließlich auch auf öffentliche Gebäude und auf derartige Belustigungen. Feindliche Flugzeuge sollen keinen Anhaltspunkt für ihre Ziele haben. Warum es diese Ausnahme gegeben hat, weiß Axel nicht. Aber er war sehr beeindruckt von der Pracht. Vor allem war er der Annahme, dass die verschiedenfarbigen Wasser tatsächlich verschiedenfarbig aus der Tiefe des Brunnens kamen. Er bildete sich das so sehr ein, dass er sogar meinte, das Blau habe etwa einen anderen Geruch als das Gelb, das Rot rieche besonders intensiv und das Weiß habe etwas von Schneeduft in sich.

Damals wollte Axels Vater ihn auf die Schultern setzen, damit er besser sehen konnte, es waren ja so viele Menschen da, die das Schauspiel verfolgten. Aber Axel schrie aus Leibeskräften. Nein, da oben wollte er nicht sitzen. Das schien ihm zu gefährlich zu sein. Vater gab nach und setzte ihn ab. Da siehst du aber nur die Hintern der Leute, lachte er. Ja, das war Axel lieber als die schwindelnde Höhe, außerdem stimmte es nicht, er entdeckte in der sich bewegenden Masse immer wieder Spalten, die ihm den Blick auf den Wunderbrunnen freigaben.

Jetzt aber war heller Tag und Axel war mit Mutter an eben diesem Brunnen angelangt, und er stand mit dem Rücken zum Brunnen am Straßenrand, und zwar in vorderster Linie, hinter ihm eine Unmenge von Leuten, auch gegenüber, auf der anderen Straßenseite, Menschenmassen.

In regelmäßigen Abständen standen Polizisten vor den Leuten, sie sperren den Zugang zur Straße ab. Denn hier würde bald, in wenigen

Minuten, der Führer im offenen Wagen vorbeifahren. Er werde die Prinz-Eugen-Straße vom Südbahnhof her herunterkommen, das wusste Axel schon von seiner Mutter, die mit ihm hierher gegangen war, und dann werde er in den Rennweg einbiegen.

Axel brannte vor Erwartung. Er hat den Führer schon oft in der Wochenschau gesehen. Der Führer gefällt ihm. Der Führer ist ein sympathischer Mann. Er trägt erstens eine Uniform, und zweitens hat er seine Mütze immer tief ins Gesicht gesetzt, das schaut gut aus. Andere Uniformierte tragen diese Tellermütze mitunter weit nach hinten geschoben, das macht den Eindruck, als seien sie betrunken oder zumindest irgendwie übermütig, was zu einem Uniformierten überhaupt nicht passt.

Und jetzt sollte dieser großartige Mann also leibhaftig an Axel vorbeifahren. Es waren neben Axel auch noch viele Kinder da, sie standen ganz vorn in der ersten Publikumsreihe, und jedem Kind hatten sie ein kleines Hakenkreuzfähnchen aus Papier in die Hand gedrückt. Damit sollten die Kinder winken, wenn der große Moment gekommen sein würde. Axel war mit dieser Aktion überhaupt nicht einverstanden, er wäre sich albern vorgekommen, hier mit den anderen auf Befehl ein Fähnlein zu schwingen, und er hatte das Zeug sofort weggesteckt.

Da hatte auch kein gutes Zureden der Mutter geholfen. Axel nahm das verordnete Gerät nicht an. Die Zeit schien nicht zu vergehen. Da plötzlich kam Bewegung in die Massen. Von der Prinz-Eugen-Straße her hörte man schon Jubelrufe. Es war so weit.

Jeden Moment konnte der Führer um die Ecke kommen.

Und da war er schon.

In einem offenen Mercedes stand er, das Auto fuhr ganz langsam, so hatte Axel Adolf Hitler, seinen Führer, schon oft in den Wochenschauberichten gesehen, immer näher kam das Fahrzeug, der Führer lächelte und winkte, jetzt war er nur noch wenige Meter von Axel entfernt, da sah Axel, wie ihn der Führer anschaute, ihn persönlich, ihn, Axel, schaute er an, und da gab der Führer dem Fahrer ein Zeichen, der Mercedes fuhr ganz nahe an das Menschengespinnst heran, der Führer beugte sich zu Axel, er strich ihm über den Kopf, einmal, zweimal, dann nickte er freundlich, und die Fahrt ging weiter.

Das war wirklich geschehen! Der Führer hatte den blonden Kopf Axels gestreichelt! War es ein Traum?

Ein Glücksgefühl durchrieselte den Buben. Wenn er alles Mögliche erwartet hätte, die besondere Nähe des Führers, vielleicht sogar eine Geste, von der er sich einbilden hätte können, dass sie ihm gegolten hätte, aber das?

Mutter erzählte es dann auch stolz in der ganzen Gasse herum. Die anderen Kinder waren Axel neidig, doch er war zwar gewissermaßen geadelt, wurde dadurch aber nicht hoffärtig. Er wusste sich eins mit dem Führer, der Führer hatte ihn als seinen Freund erkannt. Mehr brauchte Axel nicht.

Dass er also zu den Pimpfen gehen würde, war ihm klarer denn je.

Allerdings gab ihm eines zu denken. Als er nämlich Vater von der großen Glückseligkeit erzählt hatte und dass ihm der Führer über den Kopf gestreichelt habe, hatte Vater einen seltsamen Blick bekommen. Und er hatte nur auf eine merkwürdige Art Na ja gesagt. Sonst nichts. Nur: Na ja.

\*

Am Anfang des Rennwegs war ein winzig kleines Kaffeehaus. In diesem Teil des Rennwegs gab es so gut wie keine Geschäfte, die begannen erst nach der großen Kreuzung mit der Ungargasse. Hier befanden sich einige Gesandtschaften, und die sogenannte polnische Kirche war da. Warum die so hieß, wusste Axel nicht, es war ihm auch egal, weiter vorne, im schon belebteren Teil des Rennwegs, gab es ja auch noch die böhmische Kirche, in die seine Großmutter jeden Sonntag und im Mai an jedem Abend ging, zur Maiandacht, wo sie einen Rosenkranz betete, wie sie Axel berichtete. Axel war einmal beim Beten eines Rosenkranzes in einer Kirche gewesen, und es war ihm dabei derart langweilig geworden, dass er den Aufenthalt im Gotteshaus nur schwer ertrug, er fand dieses litaneiartige Herunterbeten von Formeln grotesk. Schließlich hatte man ihm beigebracht, dass er jeden Abend beten solle, anfangs war es zwar eine Formel gewesen, in der er Gott um seine Frömmigkeit – lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm – und um seine und die Gesundheit aller Lieben anflehte, später aber hatten ihm die Eltern gesagt, er könne, ja solle mit dem lieben Gott einfach sprechen und ihm völlig frei und ohne starre Gebetsform seine Sorgen und Wünsche, aber auch seinen Dank darlegen. Umso seltsamer erschien ihm der Rosenkranz, doch anerkannte Axel die

eigenartige Frömmigkeit der Großmutter, ja, er hatte große Achtung davor, wenn sie an den Maiabenden für eine knappe Stunde das Haus verließ, um in die nahe böhmische Kirche zu gehen, in der auch Axel schon des öfteren gewesen war.

Die polnische Kirche hingegen kannte er nur von außen, und überhaupt führte ihn sein Weg selten hierher. Das kleine Kaffeehaus ganz in der Nähe der Kirche aber war für Axel der Auftakt für den Heiligen Abend.

Vater, immer im Geschäft arbeitend, mit wenig Zeit für seinen Sohn während der Woche, war am Nachmittag dieses besonderen Tages immer sehr feierlich gestimmt. Und wenn die Dämmerung hereinbrach, etwa um halb fünf, nahm er Axel bei der Hand, verabschiedete sich von Mutter, und die beiden Männer gingen nun ihre eigenen Wege. Diese führten sie entlang des ganzen Rennwegs vorbei an der böhmischen Kirche, vorbei an allen Geschäften, die längst ihre Rollbalken heruntergelassen hatten, vorbei auch am Geschäft eines Photographen, wo Axel später seine Passphotos herstellen lassen würde, über die große Kreuzung, vorbei auch an der polnischen Kirche zu jenem kleinen Kaffeehaus.

Anlässlich dieses Ganges fiel meist der Schnee, es knirschte unter den Tritten von Vater und Sohn, sie ließen ihre Hände nicht aus, es war ein stillschweigendes, wunderbares Einverständnis zwischen den zweien. Es war kalt, aber das machte Axel nichts aus, die Hand des Vaters tat gut, er spürte sie ja nur selten, aber jetzt, ja, jetzt war eben Weihnachten, Heiliger Abend, da war alles besonders und anders als sonst. Wenn sie dann in den winzigen Raum traten, umfing sie wohlige Wärme, wohl auch ein wenig Zigarettergeruch, und jeweils war der kleine Tisch am Fenster für Axel und seinen Vater reserviert.

Axel wusste, dass Mutter jetzt gemeinsam mit dem Christkind viel zu tun hatte und dass man sie dabei nicht stören durfte. Das war der alljährliche Grund für diesen ungewöhnlichen Ausflug in ein Lokal, das ansonsten allein den Erwachsenen vorbehalten war.

Nun wurde Axel gefragt, was er trinken wolle. Zu essen würde es dann zu Hause geben, das wusste er, hier aber hatte er die Wahl zwischen einem herrlichen Kakao, einem ebenso herrlichen Zitronenwasser, das er sich heiß oder kalt wünschen durfte, und einem Kracherl. Kakao, bitte, sagte er, während Vater sich ein Achtel Rotwein bestellte.



Und jetzt begann die schönste Zeit des Jahres, sie hätte nie vergehen dürfen. Da saß er mit Vater, dem Seltenen, dem Besonderen, dem Geliebten, und daheim werkten, das wussten beide, Mutter und das Christkind. Lang sollte das dauern, wünschte sich Axel, die Vorfreude, die Erwartung, der Höhepunkt des Jahres, die Überraschung, der strahlende Baum, wenn das Glöckchen erklingen würde und Mutter die Tür ins Wohnzimmer öffnete, die Sternspritzer, das Wunder.

Der Kakao sollte kein Ende nehmen, wünschte sich Axel, und sie sprachen miteinander, Axel erzählte Vater seine Erlebnisse im Park und in der Schule, Vater erzählte Axel von seinen Kunden, seiner Arbeit.

Dann war der Kakao ja doch ausgetrunken, der letzte Rest war schon kalt gewesen, Vater schaute auf die Uhr, ja, sie müssten jetzt wohl gehen, meinte er, er bezahlte bei der Kellnerin das Konsumierte, sie schlüpfen wieder in ihre warmen Mäntel und stapften zurück durch den weißen Schnee, der Weihnachten bedeutete.

Es waren kaum Leute auf der Straße. Es hatte zu schneien aufgehört, doch der Schnee knirschte wie beim Hergehen unter den Schuhen.

In manchen Fenstern sah man schon die Kerzen der Christbäume.

\*

Jetzt aber hatten sie alle Angst um Vater. Er hatte einen Parteifunktionär die Treppe hinuntergeworfen. Er hatte es abgelehnt, seinen Sohn zu den Elite-Knaben, den Pimpfen, zu schicken. Es war gefährlich.

Großmutter kam aus der Nebenwohnung fast jede Stunde herüber, um zu sehen, was es Neues gebe. Großmutter, das war die Mutter der Mutter Axels. So genau legte sich Axel über die Verwandtschaftsverhältnisse eigentlich nicht fest, aber er wusste das, wusste auch irgendwie, dass Mutter und Vater sich auf diese Weise, nämlich durch die Nachbarschaft, kennengelernt hatten, denn die Wohnung, in der Axel jetzt mit seinen Eltern lebte, war die Wohnung Großvaters, und das wiederum war der Vater von Axels Vater. Und Großvater war ja da, er wohnte mit den dreien zusammen in der kleinen Wohnung, Großmutter aber hatte ihre Wohnung, die allerdings nur aus einer Gangküche und einem Zimmer bestand, für sich allein.

Großmutter also war in Sorge und wollte ständig wissen, was es möglicherweise Neues, Unangenehmes gebe. Dabei wusste man das

hier ja gar nicht. Vater arbeitete wie immer im Geschäft, das ein Haus weiter lag, und es gab kein Telephon. Nur im Geschäft hatte Vater sich ein Telephon geleistet. Es war eine Notwendigkeit, und viele Leute aus der Umgebung kamen zu ihm, um ihn höflich und mit großer Ehrfurcht zu fragen, ob sie gegen ein geringes Entgelt telephonieren durften. Aber in der Wohnung hatten Axels Eltern freilich kein Telephon. Würde Vater also von der Gestapo abgeholt werden, würden sie es gar nicht sofort erfahren.

Gestapo, das war ein Wort, das Axel gar nicht mochte. Er hatte es schon des öfteren gehört, stets verbunden mit unangenehmen Ereignissen. Fast immer holten Gestapo-Leute jemanden ab, der gegen den Führer war, und der Abgeholt kehrte dann kaum jemals zurück. Gestapo war ein Schreckenswort, Axel kannte lange Zeit hindurch nicht die Bedeutung dieser Abkürzung, es genügte, das Wort zu hören, damit es ihm kalt über den Rücken lief. Später einmal erfuhr er, dass es Geheime Staatspolizei hieß, und das machte die Sache nicht besser. Dass der Führer hinter diesem grauslichen Wort stecken sollte, war ihm gar nicht recht, er glaubte es auch nicht.

Und jetzt also sollte Vater gefährdet sein, von den Männern der Gestapo geholt zu werden? Nur weil er diesen Mann nicht in die Wohnung gelassen und ihm einen kleinen Schubser gegeben hatte?

Irgendwie war es ja auch paradox. Vater hatte seit seiner Geburt ein etwas zu kurzes Bein. Das führte dazu, dass er ziemlich stark hinkte. Für Axel war das kein Fehler, er kannte seinen Vater so und nicht anders. Es gehörte gewissermaßen zu Vater richtiggehend dazu, dass er so hinkte. Fiel Axel an anderen Menschen jede Körperbehinderung auf, so war es bei Vater etwas anderes, das war einfach Papa, jeder Kommentator erübrigte sich. Durch dieses Hinken war Vater aber nicht zu den Soldaten einberufen worden, was ein großer Segen war, Vater war einer der wenigen Männer, die noch in der Heimat oder im Hinterland waren, wie das hieß, er war untauglich. Ein größeres Glück hätte sich Axel gar nicht träumen lassen können, er wusste von seinen Schulkameraden, dass sie immer gespannt auf die sogenannte Feldpost ihrer Väter warteten, aus der man sehen konnte, dass es ihnen gut ging, halbwegs wenigstens, und dass sie überhaupt noch lebten. Der Vater eines seiner Freunde war sogar gefallen, für Führer und Vaterland sagten sie, auf dem Feld der Ehre, mit dieser Ausdrucksweise hatte man

sie stolz zu machen versucht auf den Tod des Vaters und Gatten (und Onkels und Schwagers und was er alles auch noch war), aber sie waren nicht stolz, sie waren nur traurig, und als Axel einmal bei seinem Freund zu Besuch war, hatte er dort ein Bild des Mannes gesehen, an der Wand gleich neben dem Esstisch, er hatte eine fescche Uniform an und lächelte, und an der oberen rechten Ecke des Photos war ein schwarzes Bändchen über den Rahmen gespannt.

Überhaupt war das eine seltsame Ausdrucksweise, auf einem Feld zu fallen war schließlich nicht tödlich, Axel war schon öfters gefallen, auch auf Feldern, aber die Sprache machte es möglich, derart verschiedenartige Vorfälle in derart verschiedenartiger Weise deuten zu lassen. Der Vater des Freundes war also ein Gefallener.

Derlei blieb wie gesagt Axel erspart, er hatte Vater stets in der Nähe. Doch es gab in der Gasse und sogar im Haus, in dem sie wohnten, viele Neider, die das Hinken des Vaters für einen Vorwand hielten. Er hatte sich, sagten sie, vorm Wehrmachtsdienst gedrückt. Er war kein guter Nationalsozialist, sagten die einen, freilich nur hinter vorgehaltener Hand, aber Vater wusste es, und es schmerzte ihn. Andere wieder meinten, Vater habe es sich gerichtet, so wie diverse Bonzen, die auf Grund ihrer Prominenz den Dienst mit der Waffe nicht zu tun brauchten und es sich, während die Soldaten an der Front ihren lebensgefährlichen Dienst versahen, daheim gutgehen ließen. Vater hatte schon immer sehr unter seiner Behinderung gelitten, das wusste Axel von Mutter, er hätte was darum gegeben, völlig gerade gehen zu können, auch keine Schmerzen im Bein zu haben, denn die hatte er, und er wäre dafür sogar eingerückt.

Axel hatte sogar einmal etwas Ungeheuerliches gehört, das Mutter einer Bekannten erzählt hatte. Und zwar war Vater nach der Geburt Axels in der Gebärdklinik sofort zum Bettchen Axels gegangen und hatte ihn untersucht, er hatte seine Beinchen genau in Augenschein genommen. Und als Mutter ihn damals fragte, warum er das soeben getan habe, sagte Vater frei heraus, dass er Axel, falls er einen Schaden an einem seiner Beinchen gewahrt hätte, ohne Wimpernzucken an die Wand geworfen hätte. Ein Leben wie das seine hatte Vater seinem Sohn nicht zumuten wollen, so grausam das auch klang, was er da vorgehabt hatte, allen Ernstes und ohne Vorbehalte. Es musste also unvorstellbar sein, jenes Leiden, das Axel so gut wie nicht registrierte, zu tragen.

Dass dazu noch das Unrecht der Leute kam, die ihn für einen Simulanten oder, je nachdem, für einen Feigling hielten, war eine gewaltige Demütigung.

War er also für die einen ein besonders guter und mit Privilegien ausgestatteter Nazi, womöglich sogar ein sogenannter Illegaler, was mit einer besonders niedrigen Parteigenossen-Nummer zu beweisen war, der Beitritt zur NSDAP hatte ja dann besonders früh stattgefunden, galt er den anderen als Drückeberger. Dass er jetzt einen hohen Vertreter der Partei die Treppe hinuntergeworfen hatte, passte also jenen, die ihn für einen Feind des Regimes hielten, ganz wunderbar in ihre Theorie. Umso größer war die Angst der Mutter, man könne Vater nun zur Verantwortung ziehen.

Doch die Wochen vergingen ohne derartiges, und schließlich konnten alle mit Recht annehmen, das Ganze verlaufe sich im Sand. Was natürlich Wasser auf die Mühlen jener war, die Vater für einen Begünstigten hielten, der sich derlei eben leisten konnte...

Die ganze Sache mit dem Nationalsozialismus war Axel eher gleichgültig. Er sah die Welt einfacher, er war von niemandem, weder von den Eltern noch von den Lehrern in der Schule, mit irgendwelchen Parolen versorgt worden, und dass ihm der Führer gefiel, dass er Uniformen mochte, und dass ihm der eine oder andere Spruch, den sie in der Klasse hinten auf einer Leiste kommentarlos aufgehängt hatten, zusagte, war sein eigener und unbeeinflusster Entschluss. Einer der Texte auf der Leiste fing etwa so an: Ein Kerl sollst du werden und nicht ein Wicht, ein Mann sollst du werden, der Eisen bricht. Mensch, dachte er beim Lesen dieser Worte immer, das ist freilich ein Ziel. Nur kein Wicht. Ein Kerl. Und Eisen werde er schon noch brechen, wenn er größer und stärker sein werde, dachte Axel.

Dann stand da auf einem anderen kleinen Plakat der Spruch: Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Und das war etwas, was ihm einleuchtete. Warum sollte ein einziges Volk, ein einziges Land nicht auch nur einen einzigen Führer haben? Da waren zwar seine Eltern, die oft meinten, das mit dem einen Reich sei so eine Sache, das Deutsche Reich sei eben nicht ein Reich, sondern es habe auf Geheiß des Führers Österreich einverleibt, das jetzt nur Ostmark hieß und wodurch Wien nicht mehr eine wichtige Hauptstadt sei, sondern nur irgendeine Stadt unter vielen, wohingegen Berlin die große Rolle spiele, aber das war Axel

eigentlich egal. Sollte doch das ferne Berlin Hauptstadt spielen, ihm gefiel Wien, wie es war, und da war es doch gleichgültig, welchen Rang es in diesem Reich mit dem einen Führer hatte.

Dieser Spruch, das war Axel schon aufgefallen, klebte übrigens auch auf allen Stufen der diversen Stadtbahnstationen. Wenn man hinaufging über eine Treppe der meist unterirdisch fahrenden Stadtbahn, die Axel deshalb so gefiel, weil sie nicht, wie die Waggonen der Straßenbahn, oben weiß und unten rot gestrichen waren, sondern einheitlich rot, dann konnte man auf den senkrechten Seiten jeder einzelnen Stufe diesen Spruch vom einen Führer lesen.

Das Stadtbahnfahren gefiel Axel sehr, da hatten die Züge eine weit- aus höhere Geschwindigkeit als jene der oberirdischen Straßenbahnen, und bei den Stationen musste man immer aufpassen, wohin der jeweilige Zug fuhr. Es gab da einen Bediensteten der Stadtwerke, der bei jedem Zug an eine Stützsäule der Stationskonstruktion ging und in ein dort angebrachtes Mikrophon sprach, was man dann sehr laut auf dem gesamten Bahnsteig hörte. Die Leute nannten diese Sprecher übrigens scherzhaft Säulenflüsterer.

Zug fährt Wiental, sagte er, oder: Zug fährt Gürtel. Axel stieg immer in den Zug mit dem Ziel Wiental ein, und er wunderte sich dabei stets, dass der Triebwagen dieses Zuges die Bezeichnung WD trug. Das konnte doch nicht stimmen, dachte er, Wiental schreibe man doch mit hartem T, und wenn das eine Abkürzung sei, wäre sie falsch.

Als er einmal Mutter fragte, wieso sie denn WD schrieben, wo es doch WT heißen müsse, sagte sie, sie sei sich zwar nicht sicher, aber das D dürfte für Donaukanal stehen. Schließlich fuhr der Zug ja ungefähr von der Urania, was ein Volksbildungshaus und ein Kino und eine Sternwarte gleichzeitig war, eine Strecke den Donaukanal entlang.

Ja, und auch auf den kleinen Plakatflächen der Stadtbahnwaggonen zwischen den Fenstern gab es Werbehinweise. Da war etwa der lustige Mann mit der Zipfelhaube und einer Kerze in der Hand, der Klopapier unter dem Arm trug, und darunter stand: Nimm Darmol, du fühlst dich wohl. Oder ein Gesicht mit verbundenen Augen, unter dem zu lesen war: Rauch Abadie. Ja, und auch Olleschau-Plakate gab es, die bewarben die Zigarettenhüllen, die Vater stets auf seinem Tisch stehen hatte, daneben eine weitere Schachtel mit Tabak und einem Gerät, mit dem man die leeren Zigarettenhüllen mit dem Tabak stopfen konnte.